

Insel Verlag

Leseprobe

Das Papierhaus

Roman

Mit Illustrationen von Jörg Hülsmann Aus dem Spanischen von Elisabeth Müller

© Insel Verlag
978-3-458-17615-2

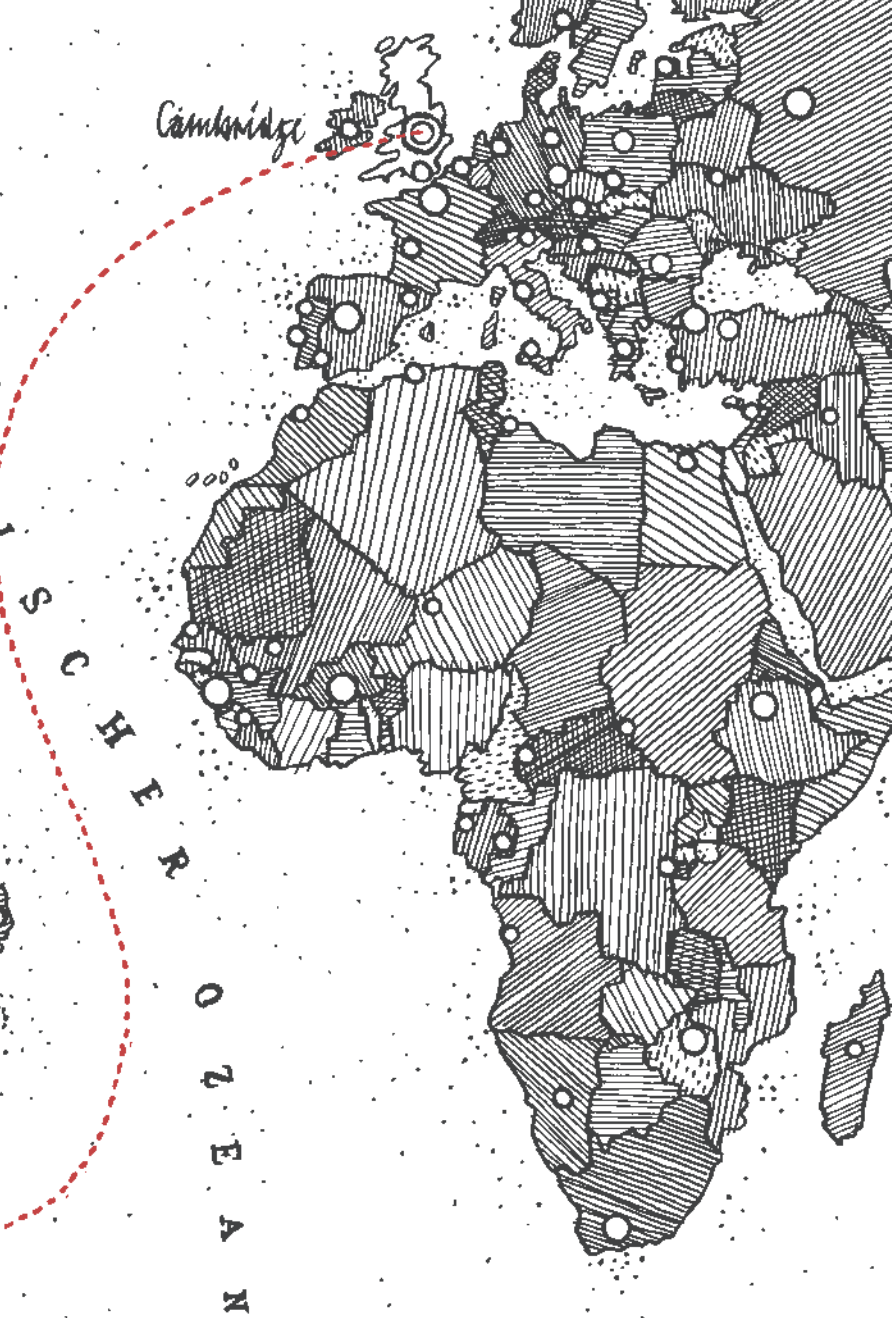


ATLANTIC



Buenos Aires

Cambridge



Carlos María Domínguez
DAS PAPIERHAUS

Erzählung

Aus dem Spanischen von Elisabeth Müller
Mit Illustrationen von Jörg Hülsmann

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2002
unter dem Titel *La casa de papel* bei Banda Oriental, Montevideo.

Die vorliegende Übersetzung erschien erstmals 2004 im Eichborn Verlag.
Sie wurde für die vorliegende Ausgabe aktualisiert. Die Illustrationen fertigte
Jörg Hülsmann für diese Ausgabe an, sie werden hier erstmals publiziert.

Erste Auflage 2014

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2014

© Carlos María Domínguez

c/o Guillermo Schavelzon & Asoc., Agencia Literaria

www.schavelzon.com

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm
oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

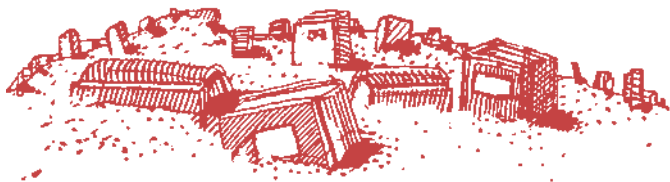
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17615-2

Im Andenken an den großen Joseph





Im Frühjahr 1998 kaufte Bluma Lennon in einer Buchhandlung in Soho eine alte Ausgabe der *Gedichte* von Emily Dickinson und wurde an der nächsten Straßenecke, als sie gerade beim zweiten Gedicht angelangt war, von einem Auto überfahren.

Bücher verändern das Schicksal der Menschen. So mancher hat *Der Tiger von Malaysia* gelesen und ist an einer fernen Universität Dozent für Literatur geworden. *Siddartha* hat Zehntausende Jugendliche zum Hinduismus geführt, Hemingway hat sie zu Sportlern gemacht, Dumas hat das Leben Tausender Frauen auf den Kopf gestellt, und nicht wenige sind durch ein Kochbuch vor dem Selbstmord bewahrt worden. Bluma war ihr Opfer.

Aber nicht nur sie. Der Professor für klassische Philologie, Leonard Wood, wurde auf seine alten Tage halbseitig gelähmt, weil in seiner Bibliothek fünf Bände der *Encyclopedia Britannica* ihren angestammten Platz verließen und ihm auf den Kopf fielen; mein Freund Richard hat sich

das Bein gebrochen, als er versuchte, *Absalom, Absalom* von William Faulkner aus einer Ecke zu angeln, wo es so ungünstig stand, dass er von der Leiter fiel. Ein anderer Freund aus Buenos Aires hat sich in den Kellern eines öffentlichen Archivs die Tuberkulose geholt, und ich habe mal einen chilenischen Hund gekannt, der sich an den *Brüdern Karamasow* den Magen verdarb und gestorben ist, nachdem er es an einem wütenden Nachmittag komplett verschlungen hat.

Jedes Mal wenn meine Großmutter mich beim Lesen im Bett erwischte, ermahnte sie mich: »Das solltest du lassen, weißt du denn nicht, wie gefährlich Bücher sind?« Ich habe ihr viele Jahre Unwissenheit unterstellt, aber die Zeit hat der Vernunft meiner deutschen Großmutter doch Recht gegeben.

Blumas Beerdigung versammelte zahlreiche Persönlichkeiten der Universität Cambridge. Der Dozent Robert Laurel hielt im Trauergottesdienst eine gloriose Abschiedsrede, die wegen Blumas akademischer Verdienste anschließend als Faszikel publiziert wurde. Darin betonte er ihre brillante Universitätslaufbahn, ihre fünfundvierzig Lebensjahre voller Sensibilität und Intelligenz und ihren maßgeblichen Beitrag zur Erforschung angelsächsischer Spuren in der lateinamerikanischen Literatur. Seine Ansprache gipfelte dabei in dem umstrittenen Satz: »Bluma hat ihr Leben der Literatur geweiht, ohne sich vorzustellen, dass sie durch diese ums Leben kommen würde.«

Wer ihm vorwarf, den schönen Text durch einen »plum-

pen Euphemismus« verdorben zu haben, provozierte die erbitterte Gegenwehr von Laurels Anhängern. Einige Tage später hörte ich zum Beispiel John Bernon im Haus meiner Freundin Anny zu einer Gruppe von Laurels Schülern sagen:

»Ein Auto hat sie getötet. Nicht das Gedicht.«

»Alles eine Frage der Darstellung«, argumentierten darauf zwei junge Männer und ein jüdisches Mädchen, das ihre Wortführerin war. »Jeder hat das Recht, die Sache so darzustellen, wie er will.«

»Und schlechte Literatur zu machen. Na schön«, gab der Alte mit der gespielten Versöhnlichkeit zurück, die ihm auf dem Campus den Ruf eines Zynikers eingebracht hatte, aber ihm war die Aufregung vor dem Postgraduiertenkolloquium anzumerken, wo er gegen Laurel antreten würde. »Eine Million Stoßstangen in dieser Stadt beweisen, wozu ein gutes Substantiv imstande ist.«

Die Polemik über den berühmten Satz erfasste die ganze Universität. Die Studenten veranstalteten sogar eine Tagung mit dem Ziel, die »Wechselwirkungen zwischen Sprache und Wirklichkeit« zu durchleuchten. Man berechnete Blumas Schritte auf dem Gehweg in Soho, den Vers, bis zu dem sie bei der Lektüre der Sonette vermutlich gekommen war, und die Geschwindigkeit des Fahrzeugs; es gab erhitzte Debatten über die Semiotik des Londoner Verkehrs, über den kulturellen, urbanen und linguistischen Kontext in der Sekunde, als die Literatur und die Welt über dem Körper der guten Bluma ineinanderkrachten.

Obwohl ich von dieser Diskussion eher abgeschreckt war, fiel es mir zu, sie in der hispanistischen Abteilung zu vertreten, ihr Büro zu übernehmen und ihre Vorlesungen zu halten.

Eines Morgens erhielt ich ein an meine verstorbene Kollegin adressiertes Kuvert. Es war mit uruguayischen Briefmarken versehen, und hätte der Absender nicht gefehlt, dann wäre ich davon ausgegangen, dass sich darin eines jener Belegexemplare befand, die ihr häufig in der Hoffnung auf eine Besprechung in einer akademischen Zeitschrift von den Autoren zugesandt wurden. Bluma tat das nie, außer der Autor war so bekannt, dass sie irgendeinen Nutzen daraus ziehen konnte. In der Regel bat sie mich, die Bücher ins Archiv der Bibliothek zu tragen, nicht ohne vorher den Vermerk »Lektüre unwahrscheinlich« auf den Buchdeckel zu schreiben und sie damit für alle Zeiten zu verdammen.

Es war tatsächlich ein Buch, aber keines von den erwarteten. Kaum hatte ich den Umschlag geöffnet, überkam mich eine Ahnung. Ich ging zur Tür meines Büros, schloss sie und nahm das zerlesene alte Exemplar von Joseph Conrads Roman *Die Schattenlinie* noch einmal in Augenschein. Ich kannte die Doktorarbeit über Joseph Conrad, an der Bluma gesessen hatte. Merkwürdig war nur, dass an Buchdeckel und -rücken eine schmutzige Kruste klebte. Die Blattkanten wiesen kleine Zementpartikel auf und hinterließen eine feine Staubschicht auf dem polierten Holz meines Schreibtischs.

Ich holte ein Taschentuch heraus und wischte erstaunt ein kleines Steinchen damit auf. Es war Portlandzement, ohne Zweifel. Mörtelreste, die sich mit einer ungeheuren Festigkeit ans Buch geheftet hatten, bevor offensichtlich ein beherzter Versuch unternommen worden war, sie zu entfernen.

Im Umschlag steckte kein Begleitschreiben, nur das verdreckte Buch, das ich nicht in der Hand halten mochte. Als ich mit spitzen Fingern den Deckel aufklappte, entdeckte ich eine Widmung von Bluma. Das war ihre Schrift, in grüner Tinte, rund und gedrungen, wie alles an Bluma, und ich hatte keine Mühe, sie zu entziffern: »Für Carlos als Andenken an die verrückten Tage in Monterrey: ein Roman, der mich von Flughafen zu Flughafen begleitet hat. Es tut mir leid, aber in meiner Seele wohnt eine Hexe und ich habe es sofort gewusst: Egal was Du tust, Du wirst mich nie überraschen können. 8. Juni 1996.«

Ich kannte Blumas Wohnung, die Reformkost, die sie im Kühlschrank stehen hatte, den Geruch ihrer Laken, den Duft ihrer Unterwäsche. Wir, die beiden stellvertretenden Leiter der Abteilung, und ein Student, der sich dieser Liste angehängt hatte, teilten das Bett mit ihr. Und wie die anderen wusste auch ich von ihrer Reise zu einem Kongress nach Monterrey, wo sie offenbar eine dieser flüchtigen Romanzen gehabt hatte, wie Bluma sie sich gelegentlich genehmigte, um ihre Eitelkeit zu nähren, die sie vom Abschied ihrer Jugend ebenso bedroht sah wie von dem ihrer beiden Ehemänner und von ihrem Traum, den Río Ma-

condo mit einem Kanu hinunterzufahren – eine aus *Hundert Jahre Einsamkeit* übernommene Obsession. Aber wieso kehrte das Buch zwei Jahre später nach Cambridge zurück? Wo war es gewesen? Und was sollte Bluma in den Zementresten lesen?

Ich hatte die herrliche Ausgabe der irischen Märchen mit einem Vorwort von William Butler Yeats und den Originalillustrationen von James Torrance schon einmal in der Hand gehabt, ebenso den unveröffentlichten privaten Briefwechsel des Marquis de Sade, und es hatte auch die Gelegenheit gegeben, für wenige Minuten Inkunabeln zu berühren, ihre Seiten umzublättern, ihr Gewicht zu prüfen – ein einmaliges Privileg. Aber kein Buch hatte mich je so verwirrt wie dieses rustikale Exemplar, dessen klamme, aufgequollene Seiten schon um ihrer selbst willen nach einer Lektüre verlangten.

Ich steckte es in den Umschlag zurück, legte den Umschlag in meine Aktentasche und wischte mit der Sorgfalt eines Diebes den Staub vom Tisch.

Eine ganze Woche lang durchsuchte ich Blumas Akten nach einer dieser Teilnehmerlisten, wie sie üblicherweise auf Kritiker- und Autorenkongressen verteilt werden. In einem ockerfarbenen Ordner mit der Aufschrift: »Erinnerungen an Monterrey« wurde ich fündig. Keiner der beiden Autoren, die aus Uruguay angereist waren, hieß Carlos, dennoch schrieb ich mir vorsorglich deren Anschriften und E-Mail-Adressen auf. Immer wieder sagte ich mir, ich sollte nicht in Blumas Privatangelegenheiten

herumschnüffeln und dass ein so außergewöhnliches und bis auf die Zementbotschaft, die nur sie hätte deuten können, unbrauchbares Buch umgehend an seinen Absender zurückgeschickt werden sollte.

Ich stellte das Buch in meinem Arbeitszimmer auf das Leseputz und gestehe, dass ich es mehrere Abende lang mit einer Mischung aus Argwohn und Neugier betrachtete. Es lag wohl daran, dass Alice' Staubsauger auch in den höchsten Fächern meiner Bibliothek kein Gramm Staub liegen ließ, geschweige denn auf dem Teppich oder auf einem der Tische, jedenfalls störte das Buch das Gleichgewicht des Raumes wie ein Landstreicher ein Fest im Kaiserpalast. Die Ausgabe stammte von Emecé, Buenos Aires, und war im November des Jahres 1946 in Druck gegangen. Eine eingehende Untersuchung ergab, dass es in der von Borges und Bioy Casares herausgegebenen Reihe *La puerta de marfil* erschienen war. Unter dem Kalk oder Zement war noch ganz schwach die Abbildung eines Schiffes mit so etwas wie ein paar Fischen zu erkennen, obwohl ich mir da nicht so sicher war.

In den nächsten Tagen legte Alice ein Flanelltuch unter das Leseputz, um zu verhindern, dass der abbröckelnde Schmutz das Glas verunreinigte, und erneuerte es allmorgendlich mit jener stummen Ergebenheit, mit der sie sich vom ersten Arbeitstag an mein vollstes Vertrauen erworben hatte.

Die ersten Mails aus dem Staat Nuevo León brachten mir nichts Neues. Man schickte mir die Teilnehmerliste,

die ich schon hatte, das Tagungsprogramm und einen Stadtplan. Aber einer der Autoren aus Uruguay wusste zu berichten, dass unter den Kongressteilnehmern auch ein bibliophiler Landsmann gewesen sei, ein gewisser Carlos Brauer, den er im Anschluss an ein Abendessen mit Bluma hatte fortgehen sehen, nachdem beide mit etlichen Tequilas intus ein paar unglaubliche Vallenatos aufs Tanzparkett gelegt hatten. »Bitte behandeln Sie diese Auskunft vertraulich«, setzte er hinzu, »da es sich um eine entschiedene Indiskretion handelt.«

Ich stellte mir vor, wie sie in einer dieser heißen Nächte mit ungewissem Ausgang, wie sie für Mexiko typisch sind, in einem kolonialen Patio bei Kerzenschein tanzte, bemüht zu zeigen, dass sie vielleicht Gringa war, aber nicht steif, ernst, aber nicht blöd, adrett und trotzdem erotisch. Dann sah ich sie an der Hand eines Mannes – vielleicht glücklich? – über eine gepflasterte Straße schwanken, während ihre Schatten in dunkle Toreingänge flohen.

Der Schriftsteller ließ mich wissen, dass Brauer nach Rocha verzogen sei, in ein kleines Departement am Atlantischen Ozean. Seitdem habe er nichts mehr von ihm gehört. Wenn ich ihm aber ein paar Tage Zeit ließe, wolle er gern einen Freund ausfindig machen, von dem ich Näheres erfahren könne.

Fünfzehn Jahre sind eine lange Zeit, so lange war ich schon in England. Alle drei Jahre flog ich zurück nach Buenos Aires, um meiner Mutter einen Besuch abzustatten, den Kontakt zu meinen Freunden aus vergangenen Tagen auf-

zufrischen und mich in der bunten Hauptstadt-Fauna mit der Sprache vom Río de la Plata berieseln zu lassen, aber Uruguay war mir praktisch unbekannt. Ich kann mich dunkel an die Fahrt auf einem Dampfer erinnern, mit dem wir nachts nach Montevideo übersetzten, ich als Fünfjähriger auf den Armen meines Vaters; ein Freund hatte mich eingeladen, ein paar Tage mit ihm in Punta del Este zu verbringen. Aber Rocha kannte ich nicht. Ich hatte lediglich eine vage Vorstellung, wo es lag.

Die südargentinischen Strände haben bei mir nie den Eindruck einer schmutzigen Windschutzscheibe an einem Regentag hinterlassen. Der expressive Himmel, der Sandsturm und der Wind zu Carlos Brauers Geschichte hinzugenommen, haben Rochas Küsten dagegen in meinem Gedächtnis mit einer Windschutzscheibe und mit einer grausamen Warnung gleichgesetzt, die jedes Mal laut wird, wenn jemand meine Bibliothek lobt. Ich verschenke Jahr für Jahr mindestens fünfzig Bücher an meine Studenten und schaffe es trotzdem nicht, ein neues Bücherregal oder die nächste Doppelreihe zu vermeiden; schweigsam und unschuldig breiten sich die Bücher im ganzen Haus aus, und es gelingt mir nicht, sie aufzuhalten.

Ich habe mich schon oft gefragt, weshalb ich Bücher für einen eventuellen Gebrauch in ferner Zukunft aufhebe – von meinen heutigen Lesestrecken weitab gelegene Titel, die ich vielleicht nur einmal gelesen habe und in vielen Jahren kein zweites Mal aufschlagen werde. Vielleicht nie mehr. Aber, wie könnte ich mich beispielsweise vom *Ruf*

der Wildnis trennen, ohne eine der wenigen Erinnerungen aus meiner Kindheit zu verlieren, oder von *Zorba*, mit dem ich die Tränen meiner Jugend verbinde, von *Die fünfundzwanzigste Stunde* und all den anderen vor vielen Jahren in die obersten Schrankfächer abgeschobenen Bücher, die mir in schweigender Vollständigkeit die gegenseitig geschworene heilige Treue halten.

Häufig ist es schwerer, ein Buch loszuwerden, als es zu bekommen. Durch einen Pakt aus Bedürftigkeit und Vergessen sind sie an uns gebunden wie die Zeugen niemals wiederkehrender Augenblicke in unserem Leben. Solange sie da sind, können wir uns wenigstens einbilden, diese anzuhäufen. Ich kenne Leute, die jede Lektüre sorgfältig verbuchen, mit Tag, Monat und Jahr, sozusagen einen Kalender ihrer geistigen Erwerbungen führen. Andere schreiben ihren Namen auf die erste Seite und verleihen ein Buch erst, wenn sie den Empfänger mit Datum in ein Notizbuch eingetragen haben. Ich habe Bücher mit Stempeln wie in öffentlichen Bibliotheken gesehen und solche, in denen ein Kärtchen des Besitzers steckte. Niemand hat es gern, wenn ihm ein Buch abhandenkommt. Lieber verlegen wir einen Ring, eine Uhr oder unseren Schirm als ein Buch, das wir vielleicht nicht mehr lesen werden, das aber mit dem vertrauten Klang seines Titels ein altes, vielleicht verloren gegangenes Gefühl in uns wachruft.

Tatsache ist, dass letztlich der Umfang einer Bibliothek zählt. Wie ein riesiges offen liegendes Gehirn wird diese nämlich unter fadenscheinigen Entschuldigungen und fal-



scher Bescheidenheit zur Schau gestellt. Ich kannte mal einen Professor für klassische Philologie, der die Zubereitung des Kaffees in seiner Küche absichtlich in die Länge zog, um dem Gast gründlich Gelegenheit zu geben, seine Bücherregale zu bewundern. Erst wenn das geschehen war, kehrte er befriedigt lächelnd mit dem Tablett ins Wohnzimmer zurück.

Wir Leser spionieren die Bücherschränke unserer Freunde aus und sei es zur Ablenkung. Weil wir ein Buch entdecken könnten, das wir lesen wollen und nicht besitzen, oder weil wir einfach wissen wollen, was das Tier, das wir vor der Nase haben, in sich hineingefressen hat. Wenn wir einen Kollegen allein im Wohnzimmer sitzen lassen, steht er bei unserer Rückkehr garantiert vor dem Bücherregal und schnuppert darin herum.

Doch es kommt der Moment, da unsere Bücher eine unsichtbare, durch ihre Menge definierte Grenze überschreiten. Was einst unser Stolz war, wird uns zur Last, denn die Platzfrage bleibt ein Problem. Auch ich zerbrach mir gerade den Kopf darüber, wohin ich ein zusätzliches Bücherregal stellen könnte, als mir das benannte Exemplar der *Schattenlinie* in die Hände fiel, das mir seither als stetige Mahnung dient.

Die Examina lenkten meine Aufmerksamkeit von dem Buch ab. Es blieb auf dem Leseputz stehen, während ich mich um Blumas und meine Seminare kümmerte. Berge von Monographien und Hausarbeiten erdrückten jene Tage. Als endlich die Sommerferien anbrachen, beschloss ich,